

Frankenberger Tageblatt

Bezirks-Anzeiger

Verleger: Ernst Kohnberg sen. in Frankenberg i. Sa. Druck und Verlag von C. O. Kohnberg, Frankenberg i. Sa.

Preis pro Quartal 3,00 M., 1. Halbjahr 5,50 M., 1. Jahrgang 10,00 M. (inkl. Postgebühren). Einzelhefte 16 Pf.

Dieses Blatt enthält die amtlichen Bekanntmachungen der Amtshauptmannschaft Flöha, des Amtsgerichts und des Stadtrates zu Frankenberg sowie sonstiger Staats- und Gemeindebehörden für den Amtsbezirk Frankenberg. Verantwortlicher Redakteur: Ernst Kohnberg sen. in Frankenberg i. Sa. Druck und Verlag von C. O. Kohnberg, Frankenberg i. Sa.

Nr. 36 Sonnabend den 12. Februar 1921 nachmittags 80. Jahrgang

Reg. 376 D. Freitag und Sonnabend den 18. und 19. Februar ds. J. werden die Geschäftsräume der unterzeichneten Amtshauptmannschaft gereinigt und können deshalb an diesen Tagen nur besonders dringliche Sachen erledigt werden. Die Amtshauptmannschaft.

Aufruf!

Schwere Verzeleid und bittere Not sind in dem demnachbaren Koffengebiet sesslich im Erzgebirge eingedrückt. Durch giftige Gase schlagender Wetter sind gegen 60 brave Bergleute plötzlich dem Leben entrissen worden. In den jetzigen Zeiten erkennen wir mehr wie je, wie nötig wir die rüstlos schaffenden Hände unserer Bergarbeiter brauchen und welche tiefen Dank wir ihnen, die dauernd an gefährlichen Plätzen ihr schweres Werk verrichten, schuldig sind. Einer für alle, alle für Einen! Schmerzliches Mitgefühl erfüllt bei so hartem Unglück die Herzen wahrhaft mitleidender Volksgenossen. Willen wir unserer aufrichtigen Teilnahme Ausdruck durch Tat verleihen und haben den beklagenswerten Hinterbliebenen spenden. Nicht auf weitläufige wollen wir unsere Wünsche schieben, schnell gilt es zu handeln. Wohlán, Ihr Mitbürger dieser Stadt, bringt eure Spenden bald herbei. Sie werden an den unten-verzeichneten Stellen entgegengenommen. Ende der Sammlungsfrist ist der 28. Februar. Frankenberg, den 11. Februar 1921. Die Stadtverordneten, Lehmann. Der Stadt. Dr. Jemer. Die Stadtverordneten, Lehmann. Stadthauptkasse, Sparkasse, Vereinsbank, Frankenberg Bank, Kohnbergs Tageblatt-Verlag, 2 Konsumvereinsläden (Schloßstraße 36 und Chemnitz Straße 36), Verkaufsladen der Assoziation (Wadertrolle 4).

Erwerbslosen-Kontrolle

Die Kontrolle der Erwerbslosen findet nächste Woche vormittags 9-10 Uhr statt. Stadtrat Frankenberg, am 11. Februar 1921.

Wahl von Elternvertretern für die Schulpflegschaft an der Volks- und Fortbildungsschule

Sonntag den 13. März ds. J. vormittags 9 bis nachmittags 5 Uhr findet in dem Mädchenschulsaal der Volksschule die Wahl von 8 Elternvertretern für die Schulpflegschaft an der Volks- und Fortbildungsschule auf die Zeit bis Ostern 1923 nach den Grundzügen der Verhältnisswahl durch gebundene Listen statt. Wahlberechtigt und wählbar sind die Erziehungspflichtigen derjenigen Kinder, die die hiesige Volks- und Fortbildungsschule zur Zeit der Wahl besuchen. Das Wahlrecht ist persönlich auszuüben. Stimmrecht haben Vater und Mutter. Die Stimmzettel müssen von weitem oder weißlichem Papier 9:12 cm groß sein und dürfen nur in einem amtlich abgestempelten Briefumschlag abgegeben werden. Jeder gültige Stimmzettel muß mindestens die Nummer und den ersten Namen des Wahlvorschlages enthalten. Wahlvorschlüge sind bis 26. Februar an den Vorsitzenden des Wahlausschusses (Volksschule, Zimmer Nr. 1) einzureichen. Sie können doppelt soviel Namen enthalten, als Elternvertreter zu wählen sind, und müssen von mindestens 5 Wahlberechtigten unterzeichnet sein. Die Bewerber sind einwandfrei nach Vor- und Zunamen, Beruf und Wohnung zu bezeichnen. Mit dem Wahlvorschlügen müssen die Erklärungen der Bewerber, daß sie der Aufnahme ihrer Namen in den Wahlvorschlügen zustimmen und eine auf sie fallende Wahl annehmen werden, mit eingereicht werden.

England und Amerika

Von unserem Berliner Mitarbeiter. Zwischen das britische Reich und die Vereinigten Staaten hat die Weltgeschichte das ungeheure Wort "Krieg" geworfen. Wie Retten und Arret. Fähigkeiten der Völker beschaffen sind, genügt das Aussprechen dieser einen Seite vollkommen, um Erwartungsfurcht, Furcht, Bestürzung und Hoffnung in Unfähigen zu erregen. Um so notwendiger ist es, Klarheit darüber zu gewinnen, welches der äußere Anlaß und welches die innere Ursache des Kriegsgedankens ist. Der unmittelbare Anlaß ist leicht genannt. Sir Geddes, Großbritanniens Botschafter in den Vereinigten Staaten, hielt die im Hochpizel der Entfaltung auf ein Vielfaches vergrößerte Unfreundlichkeit gewisser englisch-amerikanischer Auseinandersetzungen für eine schwere Gefahr, glaubte vor einer rücksichtslosen Betätigung der ohnehin beträchtlichen Gegensätze warnen zu müssen und sprach, um seine Warnung möglichst wirksam auszudrücken, zu amerikanischen Zeitungsredakteuren das Wort: "Wir gehen einen Weg, der zum Kriege führt." Es ist verständlich, sollte das nicht alarmierend, sondern beruhigend wirken. Der Botschafter wollte sagen, daß erst durch fortgesetztes Aufsteigen, durch die schamvolligen Gedankenfünde das Kriegsgespenst wehenhaft wird. Eben mit der Wirkung des Wortes aber hat Sir Geddes selbst nicht genügend gerechnet. Ueber die Erde schall, in großen Buchstaben für die Welt: "Drohender Krieg zwischen England und Amerika!" Das britische auswärtige Amt hat daraufhin, durchaus mit Recht, für die Abdringung von Schadenersatz gefordert. Es hat die England-Berichterhalter amerikanischer Blätter, die britisch-amerikanischen Beziehungen in zurückhaltender Haltung in aufregender Art zu behandeln. Die nächste Folge war neues, erregtes Gekläfcher; aber die Gesamtheit der Auseinandersetzungen wird sehr wohl nachläßt werden.

Wahrscheinlich einer solchen Lage, mit der zwischen Deutschland und England vor 1914. Aber die nahe verwandten Weltbewerber — ebenfalls sind sie haben die furchterliche Erfahrung des Weltkrieges hinter sich. England wird sich damit abfinden müssen, es scheint sich tatsächlich damit abzufinden, daß Amerikas Fortschritt der seitigen gleichkommt. Auf die Grundfrage der Gleichheit will man aber, nötigenfalls unter Zurückziehung Japans, das Betrübten einleiten — nachdem man sich durch Nebenverträge dagegen gesichert hat, daß etwa die Seemächte zweiter Wochstufe, Frankreich und Italien, das dann festgelegte Jährenverhältnis verschieden.

Briands Sieg

Von unserem Berliner Mitarbeiter. Die französische Kammer hat dem Kabinet Briands mit 387 gegen 125 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen. Zu den Gegnern gehörten aus unterschiedlichen Gründen die äußerste Rechte und die äußerste Linke. Ein Sturz Briands hätte wahrscheinlich den Weg für Poincaré frei gemacht. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Mehrheit dieser Kammer bis in die Wole nationalistisch gefärbt ist. Sie wird also keine Regierung bilden, die nach Clemenceaus Wort, den "Frieden nicht für eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Worten" hält. Einer der Abgeordneten, hat in diesen Verhandlungen zum Worte gelangt, ein Sidfranzose, hat den Anspruch geäußert, daß es notwendig sei, den deutschen Geist zu entwaffnen. Er hat dafür das unangenehme Mittel der Besetzung des Ruhrgebietes empfohlen. Wir finden, daß die Entwaffnung des französischen Geistes ebenso notwendig ist, wenn tatsächlich und endlich zwischen Deutschland und Frankreich eine Verständigung erzielt werden soll. Daß sie notwendig ist, ist unbestritten. Daß sie möglich ist, ist ebenfalls nicht zu widerlegen. Aber wir reden einzuweilen noch hoffnungslos aneinander vorbei, weil jeder Teil bei dem anderen Hintergedanken voraussetzt. Diese Hintergedanken gilt es zu paden und abzuwürgen. Das wird schwer sein und Zeit fordern. Einzuweilen beschäftigen sich die Franzosen nur mit der Wiedergerutmachung. Sie sind scheinbar überzeugt, daß alle französischen Ansprüche sich erfüllen lassen, wenn nur die Verbündeten fest bleiben. Dies "Festbleiben" ist nicht anders zu verstehen, als daß der Verband entschlossen ist, alle Zwangsmahnahmen gegen Deutschland durchzuführen. Briand selbst sagt, das Schicksal Deutschlands liege in den Händen der Verbündeten. Wir wollen die Berechtigung dieses Ausspruchs nicht prüfen, meinen aber, daß es sich nicht nur um das Schicksal Deutschlands, sondern um das Europas handelt. Immer wieder hören wir vom anderen Ufer, daß Deutschland bisher nichts getan habe, um die Wiedergerutmachungsfrage zu regeln. Ist das Gedächtnis der Franzosen schlecht oder glauben sie, daß es das der Zeitgenossen sei. Die Wiedergerutmachungsfrage wäre längst erledigt, die wirtschaftliche Gesundung Europas erheblich größer, wenn der Verband in Versailles nicht so halsstarrig und unversöhnlich gewesen wäre. Es ist immer etwas mißlich, die internationale Politik mit dem Amt des Stimm-

richters zu vermischen. Das wurde in Versailles verübt. Deshalb wurde das deutsche Angebot, die Entschädigung auf 100 Milliarden Goldmark zu bemessen, einfach abgelehnt. Wäre dieses Angebot angenommen, wäre damit auch aber das Verbleiben Oberschlesiens beim Reich entschieden worden, so hätte Frankreich keine Ursache, über die Bewältigkeit Deutschlands zu klagen. Inzwischen hat die deutsche Wirtschaft an Kraft nicht gewonnen. Auch das ist eine Folge der Versailleser Politik, ebenso der finanzielle Verfall Frankreichs. Was in Paris ausgeklügelt worden ist, ist für den Verband nur ein kostspieliges Zwangsbeitragsverfahren, bei dem der Erfolg im umgekehrten Verhältnis zur verwehden oder vergeudeten Energie steht. Wir haben uns bereit erklärt, an den Verhandlungen in London teilzunehmen. Wir sehen voraus, daß wir nicht volendeten Tatsachen gegenüber gestellt werden, daß der Verband unsere Vorschläge prüft, die darum besser sind als die der Verbündeten, weil sie sich auf Tatsachen und Klären gründen.

Deutschland wartet auf das Nein!

Einigkeit in allen Volksteilen. Berlin, 11. 2. Dem Reichspräsidenten der Reichsregierung und dem Auswärtigen Amt gehen fortgesetzt aus allen Teilen des Reiches von den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung Kundgebungen zu den Pariser Beschlüssen zu. Diese Erklärungen, auf welche im einzelnen zu antworten nicht möglich ist und die von den verschiedensten wirtschaftlichen und finanziellen Gesichtspunkten aus die Unmöglichkeit der Erfüllung der Pariser Beschlüsse zum Ausdruck bringen, sind ein erstrebliches Zeichen dafür, daß das deutsche Volk in seiner ganz überwiegenden Mehrheit geschlossen den Standpunkt der Reichsregierung billigt, welcher in der Erklärung des Reichsministers des Inneren vor dem Reichstag vom 1. Februar festgelegt ist.

Bayern fügt sich dem Reich

Theoretische Wahrung des Standpunktes. München, 11. 2. Ministerpräsident Dr. v. Kahr ergriß in der gestrigen Sitzung des Landesausschusses der bayerischen Staatspartei das Wort, um den Standpunkt der Regierung im Sinne der inzwischen bekanntgegebenen Erklärung darzulegen. Er sagte u. a.: Wir sind uns bewußt, daß es unser

Wie steht es aber mit der gegenständlichen "Kriegsgefahr", der mitte-baren also, die nicht aus Fettbrot und Kalbberstärk-Genusswarem gemacht? Natürlich gibt es unter den all-amerikanischen Kofferten der Zukunft auch die des englisch, vorzuziehen. In England zur Wirklichkeit werden könnte, sich verdrängt sich die Welt, und in den Vereinigten Staaten verdrängt sich die Welt. Können irgend einmal diese Kräfte kein Gleichgewicht halten, so wird ihr Zusammenstoß ein Krieg zwischen beiden Mächten sein. Schon die Beteiligung Amerikas am letzten Krieg war, bewußt oder unbewußt, ein Kampf des jüngeren Kontinents um (mindestens) die Gleichberechtigung mit Europa. Die und mehr, der alte Erdteil ist kraftlos geworden, dem Kolof der Vereinigten Staaten nur. Diese beiden Weltmächte, (neben Japan) bedingt als Mitbewerber gelten kann, kommen zusammenzutreten wollen, sich über zweifeln, wer den Ausgleich ihres Handels und der Rüstung zu

Welt-Panorama

Die neue Ausgabe des Welt-Panorama durch die Kurven.

Es ist ein Buch, das ein Bild zeigt.

Günnersdorfer Sonntagsbörse.

Montag, den 13. Februar, von abends 8 Uhr an findet die 58. Jahresbesetzung der Kameraden in der Kesselschänke statt.

Wenn Sie nicht schlafen können

Baldrian-Wein

Widel, Witeffer verschwinden

Favorit

C. F. Helbig's Wwe.

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Das selbsttätige Persil

gibt blendend weiße Wäsche.

ersetzt die Rasenbielche.

macht Wollwäsche locker und gewaltig.

schont und erhält die Wäsche.

spart Zeit, Arbeit, Seife und Kohlen.

wäscht schnell, billig und gut!

Washmittel

Gasthof „Weisser Hirsch“, Merzdorf.

Feine öffentliche Ballmusik,

Kaisersaal

Tanzpalast Schützenhaus

Feine öffentliche Ballmusik

Gasthof Nerge

Kuchenhaus

Gasthof Niedermühlbach

Gasthof Altenhain

Gasthof Trebersdorf

Weißes Gasthof, Ottendorf

Gasthof z. Breitmühle, Ch.-Ebersdorf

Gasthof z. Lamm

Oeffentl. Ballmusik

Rühmlichkeit

Kognak-Weinbrand

Hermann Böhm

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Wittgenstein

Bürgergarten - Gewerkschaftshaus

Grosser Bockbier-Rummel

Restaurant Cannel, Cöplerstr. 1

Waldschlösschen

Grosses Bockbierfest

Restaurant Schweizerhaus

Bookbier-Ausschank

Turnverein D. T.

Mitglieder-Familien-Abend

„Der Störenfried“

Kranke - Unterführungs-Berein

General-Versammlung

Freie Turnerschaft Hausdorf

Christbaum-Vergnügen

Gertrud verw. Zwintzsch

Moritz Lesch

Trich Wolf

Magdalene Wolf, geb. Anke

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Nachruf

Herr Hugo Rümmler

Frankenberger Erzähler

Unterhaltungsbeilage zum Frankenberger Tageblatt

Nr. 12

Sonntag den 13. Februar

1921

Sinnsprüche

Von Richard Zoogmann (Tabarz im Thüringer Walde).

Mag sich wider dich verschwören,
Was dich enget und beklemmt,
Laß dich nur die Welt nicht stören,
Die sich dir entgegenstemmt.

Was du still und ernst beschlossen,
Haite fest und zeig es klar:
Frucht muß aus der Bütte sprossen,
Wenn gesund das Saatkorn war.

Es läßt das Glück sich nicht erbitten
Es wird verdient nicht, noch erstritten,
Läßt sich erjagen nicht noch binden —
Glück muß man haben und es finden.

Sonntagsbetrachtung

zum Beginn der Passionszeit.

1. Joh. 1,7: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden.“

Sollten wir erlöst werden von unserer Sünde, so mußte Christus für uns sterben, das ist nun einmal wahr. Wenn er sich nun hingelegt hätte und wäre auf dem Krankenbette gestorben, so wäre er doch auch gestorben. Warum hat ihm also sein Vater nicht einen sanfteren Tod auf dem Krankenbette beschied, sondern ihn so grausam hinmartern lassen. Warum? weil mit von einem solchen Tod seinen Gewinn hätten. Es steht geschrieben: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Das Blut des heiligen, unschuldigen Opferlammes war das Lösegeld für unsere Schuld. Denn ohne Blutvergießen keine Verzeihung. Wenn aber das Blut des Mittlers nötig war, warum hat dann Gott das Jesuskindlein nach Ägypten gerettet, als Herodes den Mordstahl gegen das Kindlein zückte. Dann wären die übrigen Kinder am Ende am Leben geblieben. Dann wären ihm die Enttäuschungen und Leiden seines ganzen Lebens erspart geblieben. Auch das ging nicht an, denn dann wäre Christus nicht den Missetätertod gestorben. Dieser war aber nötig, weil er für Missetäter einzutreten sollte. Stellt euch nur vor, was Stellvertretung heißt. Der Stellvertreter muß sich ganz in die Lage dessen versetzen, für den er Bürge wird. Wir hatten das ganze Gend der Gottverlassenheit, die endlose Qual der Verdammnis verdient, also mußte auch Christus alle Marter der Gottverlassenheit und Hölle erdulden.

Noch eins: wäre er als kleines Kind unter Herodes Mordstahl verblutet, wie hätte er uns belehren können über den Zweck seines Kommens? Wie hätte die Welt zum Glauben an ihn kommen können? Nun hat er 3 Jahre gepredigt, gewaltig, erschütternd, und doch blieb die Schar, die sich zu ihm bekannte, klein. Wieviel weniger wären es gewesen, wenn er als Kindlein hätte sterben müssen! Es war also göttliche Notwendigkeit, daß Christus auf Golgatha starb. Es war göttliche Ordnung, daß er in der Mitte zweier Uebelthäter starb. Die büßten jeder die Sünde eines Menschen, er büßte die Sünden der ganzen Welt.

Herr Jesu Christ, dein teures Blut
Ist meiner Seele höchstes Gut,
Das stärkt, das labt, das macht allein
Mein Herz von allen Sünden rein.

H. Thiergen, Iphopau.

Der gute Kamerad

Original-Roman von Lola Stein.

Nachdruck verboten.

„Josi hatte beschlossen, ernsthaft mit seiner Braut zu sprechen, aber ihre vollendet gespielte Koketterie entwarferte ihn wieder einmal.“

Die Einwände, die diese reife Köhne Frau vorbrachte, und die so kindlich klangen aus dem verführerischen Munde, brachten ihn zum Lachen. Daß sie in allen praktischen Dingen des Lebens so völlig unwissend schien, daß sie so gar kein Verstandesmensch war, nur Weib, nur schönes, verlodendes Weib, gefaßt zur Liebe und zum fröhlichen Lebensgenuss, einzig dazu entzückt ihn immer von neuem. Und in seiner blinden Verliebtheit durchschaute er nicht, was echt war an dieser Frau und was gespielt.

Als er ihr dringend abriet, die Diamantenkette zu kaufen, war sie sofort bereit, seinem Rats zu folgen. Sie stellte die Sache völlig harmlos und ganz nebensächlich hin, und Josi schalt sich innerlich selbst, daß er Wera auch nur Minuten mißtraut.

„Die paar tausend Mark, um die es sich handelt, sind ja so unwichtig, Liebster,“ sagte sie. „Ob ich sie in Diamantenkette oder in anderen anlege oder auf die Sparkasse bringe, das bleibt sich ganz gleich.“

„Das tut es auch. Es ist nur des Prinzips wegen, Wera. Ich möchte nicht, daß du dich überhaupt jemals in Börsengeschäfte einläßt. Gib mir deine paar tausend Mark, und ich lege sie dir sicher an.“

„Zu dreieinhalb Prozent?“ fragte sie spöttisch und lachend.

„Das ist wenigstens sicher. Und nun wollen wir endlich einmal ganz ernsthaft und ganz genau über deine pekuniären Verhältnisse reden. Hast du noch Schulden, Wera? Dann gib mir die Rechnungen und laß sie mich bezahlen. Du hast mir seit Monaten schon nichts mehr davon gesagt. Wir wollten doch einmal zur völligen Klarheit kommen über alles, Liebste.“

Aber sie wollte davon nichts wissen. Sie setzte sich auf seine Knie und schlang die Arme um seinen Hals.

„Mein gestrenger Herr und Gebieter,“ lachte sie, „also höre und wisse: ich habe keine Schulden mehr! Alles ist in schönster Ordnung, alles so korrekt, wie mein ernsthafter und ein wenig — ein wenig spießbürgerlicher Herr Verlobter es nur wünschen kann! Und über meine Geldangelegenheiten sprechen wir ein anderes Mal. Ich habe alles, was ich brauche. Und ehe wir heiraten, können wir einmal meine Forderungen noch gemeinsam besprechen. Nun aber, finde ich, haben wir lange genug von diesen geschäftlichen und dummen Sachen gesprochen. Hast du mich heute denn gar nicht lieb? Daß du an all das langweilige Zeug denken kannst, wenn du bei mir bist?“

Sie sah ihn lodend und zärtlich an aus ihren grünen Augen, sie küßte ihn. Da wurde er schwach wie immer, wenn er ihre Nähe fühlte. Da gab er sich ihrem Zauber, gab sich der Süße der Stunde hin.

Und jedesmal, wenn er später auf dies Thema zurückkommen wollte, wußte sie ein Verweilen dabei zu verhindern.

Nach Wochen später trat Josi Wolfram eines Morgens erregt in das Zimmer seines Prokuristen. Er hielt ein Telegramm in der Hand, das er soeben erhalten.

„Da haben wir die Bekräftigung,“ rief er, „die neuen

1.79

Diamantaktien haben sich als der größte Schwundel entpuppt, der je gewesen ist! Näheres weiß man noch nicht, nur soviel steht fest, daß es sich um einen ungeheuren Betrug hier gehandelt hat. Die neuentdeckten Felder enthalten gar keine Diamanten! Ob die Gesellschaft selbst mitschuldig ist, ob sie einigen betrügerischen und gewinnlästigen Beamten zum Opfer gefallen ist, muß sich erst erweisen! Das wird eine Aufregung heute an der Börse sein!"

Willy Reimers war erdbasiert geworden, er erwiderte nichts. Er nahm das Telegramm und beugte sich tief über die Schrift, um seine Blässe, sein Zittern, seine fürchtbare Bewegung zu verbergen.

"Nun," sagte sein Chef, "es ist gut, daß wir völlig unbeteiligt dieser Geschichte gegenüberstehen." Er lachte plötzlich kurz auf. Er dachte an seine Braut und an ihre Idee, sich Diamantaktien zu kaufen. Gut, daß er sie davon bewahrt hatte. Wenn es sich auch nur um einige tausend Mark handelte, für Wera wäre es doch immerhin ein empfindlicher Verlust gewesen.

"Was hast du denn, Willy?" fragte er nun, "du sagst ja gar nichts." Er sah das weiße Gesicht seines Procuristen und fügte hinzu: "Was ist dir denn, man sollte meinen, du habest auch Diamantaktien besessen!" Er lächelte bei der Vorstellung, weil er wußte, daß Reimers kein nennenswertes Vermögen besaß; als dieser aber immer noch schwieg, fragte er dringender: "Junge, hast du am Ende spekuliert?"

Der andere schüttelte das Haupt. "Rede doch nichts, was du selbst nicht glaubst," sagte er unwirsch, "wovon sollte ich wohl gekauft haben? Nein! Aber mit ist einmal wieder gar nicht wohl heute, ich habe entsetzliche Kopfschmerzen."

"Das sieht man dir an. Du müßtest doch ernstlich etwas für dich tun, Willy."

Ihre Unterhaltung wurde gestört, da Jost am Telefon verlangt wurde. Er ging, und Willy Reimers atmete auf, als sich die Tür hinter ihm geschlossen.

Er vergrub den schmerzenden Kopf in beiden Händen. So sah er regungslos und brütete vor sich hin — lange Zeit. Das war das Ende.

Diese entsetzliche Nachricht hatte ihn ganz und für immer zu Boden geworfen. Nun würde er sich niemals wieder aufrichten, nie seine Schuld sühnen, nie seine Taten ungeschehen machen können, wie er es bis heute noch stets gehofft. Denn diesen Verlust würde er nie deden können, niemals, nie!

Er hatte die Aktien für gut gehalten, er hatte sich ungeheuren Erfolg davon versprochen. Angestachelt von Weras Gewinnsucht hatte er selbst das rapide Steigen der Kurse mit veranlaßt, damals, in jenen Tagen, als er von verschiedenen Seiten für mehrere hunderttausend Mark dieser Aktien erwerben ließ. Diese Summe war nun verloren.

Und diese nicht allein. Er überlegte, er rechnete. Ja, wenn er alles bedachte, was er beim Spekulieren, was er bei Rennen und am grünen Tisch in diesen letzten vier Monaten verloren, wenn er an die Summen dachte, die während dieser Zeit durch Weras weiße Hände geflossen waren, leicht und selbstverständlich, wenn er diese Beträge zu seinen Verlusten hinzurechnete, dann kam weit mehr als eine halbe Million heraus. Ja, mehr noch, mehr noch.

Er sprang auf, er ging mit getrunnenen Händen durchs Zimmer.

Was nun? Was nun? Er dachte wieder zurück. Wofür hatte er das alles getan, großer Gott, wofür? Für ein Lächeln aus betörendem Frauenmund, einen Händedruck, hin und wieder einen Kuß. Denn mehr hatte sie ihm nicht gegeben, vielleicht aus der Furcht heraus, seine blinde Leidenschaft möchte ruhiger werden, möchte nachlassen, wenn sie ihm die Erfüllung seiner Wünsche gewährte?

War er nicht ein Narr gewesen, ein törichter, ein verblendeter Narr?

Nun — es sollte anders werden jetzt. Ihm blieb ja kaum noch eine Wahl. Entweder ein Ende machen mit allem, oder —

Er stockte in seinen Gedanken. Das hieße zu der schon begangenen Schuld eine neue, noch größere fügen! Aber es hieße auch leben! Endlich, endlich nicht mehr schmachtend und wartend, sehnlichstvoll beiseite stehen, sondern endlich, endlich genießen! Schwelgen in Glück, genießen im Rausch. Flüchtig, bedauernd dachte er an seine Mutter, an Vili.

Er konnte ihnen jetzt nicht mehr helfen. Auch wenn er sich aus dem Leben stieß, auch dann wäre ihnen nicht geholfen.

Er verbannte die Gedanken an seine Lieben. Er dachte an seinen Plan. Wohl überlegt, wohl bedacht mußte alles werden. Ja, so, so mochte es gehen.

Nun, wohin denn, dem Verhängnis, der Erfüllung des Lebens, des Schicksals entgegen.

Zur Mittagsstunde, als Jost Wolfram die Börse besuchte, fuhr Willy Reimers zu der Baronin Ratschinska und sagte ihr, was geschehen. Zum erstenmal seit jener Zeit, in der er für sie alles gewagt und alles verloren, ließ er sie die volle Wahrheit wissen.

Jost war an diesem Tage in besonders froher Stimmung. Es war ein Sonnabend, und die Banken schlossen früher als an den übrigen Wochentagen.

Er ging zur Börse, an der wegen der Entdeckung des Schwindels auf den afrikanischen Diamantensfeldern eine fürchtbare Panik herrschte. Die Aktien waren über Nacht wertlos geworden.

Jost sah in viele erregte Gesichter, hörte Klagen und Verwünschungen, sah sich umwogt vom Fieber der Leidenschaften, der Begierden, sah sie sich abgestoßen, wie schon so oft, wenn er wieder und wieder diesem Tanze um das goldene Raub zuschauen mußte und sehen, wie Existenzen vernichtet wurden, Leben zugrunde gingen im Kampf um das rote, das glühende Gold.

Als er wieder auf der Straße stand, atmete er in tiefen Zügen die reine Luft ein. Es war ein frostklarer Januartag, und vom wolkenlosen Himmel lächelte eine milde Winter Sonne auf die Erde.

Jost fuhr noch einmal, in die Bank, gab die letzten Unterschriften, nickte Reimers, der wieder in seinem Zimmer sah, flüchtig zu und fuhr dann nach Hause zum Essen.

Er dachte an seine Braut. In vierzehn Tagen war das Trauerjahr zu Ende; dann sollte ihre Verlobung veröffentlicht werden. Sechs Wochen später sollte die Hochzeit sein.

Er fühlte sich wie betäubt von Glück und von Seligkeit, wenn er daran dachte. Endlich, endlich die Zeit des Wartens vorüber! Wera sein! Welche Fülle des Glücks, der ungetrübten Freude erwartete ihn.

Es wurde nun wirklich Zeit, eine Wohnung zu mieten. Sie hatten sich schon verschiedentlich große und elegante Stagen angesehen, aber keine fand Weras Beifall, keine war ihr schön genug. Auch über die Einrichtung hatten sie mit einem berühmten Dekorateur schon beraten, aber erst mußte eine Wohnung fest gemietet werden, ehe man die innere Ausgestaltung besprechen konnte.

Nun — das hatte schließlich noch Zeit. Jost beabsichtigte, eine große Hochzeitsreise zu machen. Er hatte so wenig ausgepannt in den letzten Jahren, eine längere Erholungszeit würde ihm gut tun. Und die Leitung der Bank konnte er Reimers ruhig für eine Weile überlassen. Zwei bis drei Monate wollte er mit seiner jungen Frau im Süden verbringen.

Beim Mittagessen plauderte er angeregt mit der Mutter über alle möglichen Neuherlichkeiten seines künftigen Lebens, über Wohnung, Einrichtung, Personal. Asta verhielt sich still wie jezt meistens, wenn Jost zugegen war.

Gleich nach dem Essen fuhr Jost wiederum in die Stadt. Er hatte eine Verabredung mit seiner Braut.

Sie humpelten ein wenig durch den Tiergarten, dessen Bäume regungslos standen unter der Last weißen, glitzernden Schnees. Wie durch ein Zauberland, so schritten sie Arm in Arm durch die heute so stillen, weißen, verschneiten Wege.

Wera fröstelte bald. Sie mochte nicht mehr laufen, wollte Wärme und Menschen und Licht wie gewöhnlich. Jost wäre gern noch weiter so dahin gegangen, die Geliebte am Arm, der Welt entrückt, allein mit Wera in der zauberhaften Natur. Aber ihr Wunsch entschied wie stets.

Sie schien heute etwas bleicher zu sein als sonst, auch stiller war sie. Aber schön wie nur jemals zuvor in dem hermelinbesetzten Mantel aus köstlichem Seal, in dem Hermelinhut und der Muff aus demselben wunderwollen Pelz.

Als sie in das hübsche Kaffee eintraten und durch die Reihen der Tische gingen, folgten Weras Erscheinung wie stets alle Blicke. Die Schönste, die Strahlendste, die Eleganteste war sie, wann und wo immer sie erschien.

188

177

„Du bist so still heute, Lieb?“ fragte Jost besorgt, als er ihr an einem kleinen Tischchen gegenüberlag.

Sie klagte über Kopfschmerzen und Müdigkeit. „Das beste ist, ich gehe bald heim, Jost, und lege mich hin.“

Er war enttäuscht. „So wollen wir nicht den Abend zusammenleben?“

„Es wäre verkehrt, wenn ich es täte, Liebster. Dann muß ich heute nacht und morgen darunter leiden. Wir wollen uns den Sonntag doch nicht verderben, nicht wahr?“

Er mußte ihr recht geben, aber er war betrübt. Sie brachen bald auf, und er brachte sie heim. Aber mit hinauf sollte er nicht kommen. Wera wollte sich gleich zu Bett legen.

„Ruhe heute abend auch nicht mehr an, Jost, ich schlafe so unruhig an den Tagen, wenn ich Kopfschmerzen habe, und wenn das Telephon schellt, wache ich auf und kann dann nicht wieder einschlafen.“

Er versprach, ihrem Wunsche zu folgen. Vor ihrer Haustür küßte er ihr die Hand und sah sie sehnsüchtig an.

„Nicht einmal einen Kuß bekomme ich heute, Wera?“

„Es geht doch nicht, Jost! Quäle mich nicht! Ich bin wirklich schrecklich abgespant.“

Er streichelt ihr die Hand. „In vierzehn Tagen, Liebste! Wie ich mich freue!“

Sie lächelte und nickte ihm zu. Dann ging sie ins Haus. Er stand noch einen Augenblick auf demselben Fleck und starrte ihr nach wie entrückt.

Dann schüttelte er den Kopf über sich selbst. Er benahm sich wie ein Primaner. Aber der Zauber dieser Frau auf ihn war zu groß.

Langsam schenderte er heim. Elisabeth Wolfram freute sich über sein Kommen. Das war eine Seltenheit, Jost einen Abend gemächlich wie in alten Zeiten bei ihr und bei Asta zu sehen. Aber es wurde nicht so gemächlich, wie sie gedacht. Jost, dem die Sehnsucht nach seiner Braut im Blute brannte, blieb ziemlich still und ging früh in sein Zimmer, um noch zu lesen.

Am nächsten Morgen erhielt Jost ein Briefchen von seiner Braut:

„Liebster! Beim Nachhausekommen finde ich ein Telegramm vor, das mich sofort nach Dresden ruft, wo eine alte Tante meines Mannes lebt. Sie ist plötzlich ernstlich erkrankt und wünscht mich sofort zu sehen. Ich habe Dir nie von dieser Tante erzählt, weil ich kaum noch in Verbindung mit ihr stand. Nun aber, da sie krank ist und mich ruft, muß ich ihren Wunsch wohl erfüllen. Ich hoffe, am Montag wieder in Berlin zu sein.“

Die Jose nehme ich mit, den Mädchen gebe ich für morgen Urlaub, Du brauchst also nicht bei mir anzurufen, es ist keiner da.

Daß Dir den Sonntag nicht lang werden, mein Freund, denke an mich und nimm die Grüße. Deine Wera.“

Jost war grenzenlos enttäuscht. Der gestrige Abend, auf den er sich so gestreut war ihm verdrorben worden, und nun sollte er den langen Sonntag ohne Wera sein, der ohne sie sich endlos und langweilig dehnen würde.

Er erzählte seiner Mutter, daß sie Wera nun nicht zu Tisch erwarten könnten, und Frau Wolfram war überrascht, von der Existenz dieser Tante, von der Wera nie gesprochen, plötzlich etwas zu erfahren.

„Sie sprach ja überhaupt kaum je von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes,“ meinte Jost gleichmütig. „Daß sie aber den Wunsch der Kranken sofort erfüllt, zeigt ihr gutes Herz.“

Frau Wolfram dachte, daß vielleicht auch Gründe selbstsüchtiger Natur Wera dazu bestimmt haben mochten, sogleich nach Dresden zu fahren, vielleicht war die Tante reich? Aber sie sagte nichts, um Jost nicht aufzuregen.

Es war sowieso schwer heute, mit ihm fertig zu werden. Er war nervös und unlustig zu allem.

Er schenderte durch die Straßen, aber ohne rechte Lust, kam bald wieder heim, setzte sich mit einem Buch zu seiner Mutter, aber er fand keine Ruhe zum Lesen. Von dem Lesen irrten seine Gedanken ab zu Wera, begleiteten sie auf ihrer Reise, umjorgten, umkosten sie.

Wie traurig mochte der Sonntag sich für sie gestalten, allein am Bett einer alten, kranken Frau.

Nach dem Mittagessen schlug Frau Wolfram Jost vor, abends mit ihr und Asta in ein Theater zu gehen. Aber er

lehnte ab, ihm fehlte die Luft. Er wollte auch kein Vergnügen, wenn Wera einen traurigen Tag verlebte, das ging gegen sein Gefühl.

Endlos dehnten sich die Stunden des Tages. Nachmittags kam Besuch, ein paar entfernte Verwandte, gleichgültige Menschen, die noch nichts von seiner Verlobung ahnten, mit denen er nicht von Wera sprechen konnte. Und was sollte er reden, wenn nicht von ihr, die ihn so ganz, so völlig beherrschte?

Und endlich war auch dieser Sonntag vorüber, der erste seit vielen Monaten, den Jost Wolfram ohne die Geliebte verbracht.

Mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Lippen schloß Jost ein. Und träumte vom morgigen Tage, an dem er Wera wieder haben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwunder und ihre Erklärung

Von Hermann Borkenhagen.

Belanntlich kommt es vor, daß sich bei Menschen und Tieren, deren Körper nicht rein gehalten wird, die vielmehr in Unreinlichkeit leben, mit der Zeit Läuse finden, trotzdem sie diese nicht, wie man zu sagen pflegt, „aufgefangen“ haben. Wir haben es so scheinbar mit einem unerklärlichen Vorgang zu tun, wenn wir die Entstehung dieser Lebewesen nicht auf einen in der Luft schwebenden Keim zurückführen wollen. Aber in seinem Werke: „Das Leben und die Mittel zu seiner Erhaltung“ schreibt Julius Hensel: „Alles Leben beruht auf Verschiebung von Zuderstoffmaterial in Verbindung mit Erden und Ammonial.“ So entstehen viele Insekten und Würmer. „Wenn Papier,“ schreibt Hensel, „an einem feuchten Ort liegt, so sehen sich die Kohlenwasserstoffe gärend in Bewegung, was sich am mütterigen Geruch erkennen läßt; die Phosphorverbindungen scharren sich dabei zusammen, wie sie immer tun, die Faser verdichtet nunmehr atmosphärischen Stickstoff unter dem disponierenden Einfluß der Phosphorsäure zu Ammonial, die Kohlenwasserstoffe werden zu Del, und so entsteht das Silberfischchen, welches nicht grün ist, wie die lächerzeugte Blattlaus, sondern silberweiß glänzend, weil es in der Verborgenheit, vor Licht geschützt, entsteht.“

Die Tannenlaus, der Kräuterdieb, der Puppenräuber, der Eichenlaubläser, der Getreideläser, die Aehrenschnabe, der Fichtenborstenläser, die Gallwespe, die Fliegen, die Motten, die Maden und noch viele andere Insekten und Würmer entstehen von selbst, wenn die Gemischen Stoffe, die ihren Leib ausmachen, sich verbinden. Selbst der Kieferspinner entsteht in den Wipfeln der Tannen und Fichten in dünnen Zeiten.

Aber nicht nur Insekten und Würmer entstehen heute noch nach den Gesetzen der Urzeugung, ohne daß ein Samen nötig ist, sondern auch Pflanzen gehen aus der Erde hervor, ohne daß sie gesät sind. Die Meinung, daß der Samen jahrhundertlang in der Erde gelegen, daß der Wind und die Vögel ihn von Ort zu Ort getragen hätten, ist nach Hensel irrig. Sobald die Verbindungen vorhanden sind, welche den Keim erzeugen, entwidelt sich bei günstiger Temperatur die Pflanze. So sangen Felsblöcke an zu grünen, so sprießt das Gras auf oder Heide empor, so kommt das Unkraut unter den Weizen.

Doch die Wunder der Natur sind noch größer. Ein Baum kann nach halber Lebenszeit seiner Art untreu werden und als Zwittergewächs sein Dasein beschließen.

„Auf einem Friedhof bei Königssee in Sachsen,“ berichtet Hensel, „zeigte mir der Kantor des Dorchens eine Birke, welche aus der gabeligen Verästelung einer Tanne herauswuchs.“ „Hier hat der Wind oder ein Vögelchen einen Birtenamen hergetragen, und der ist nun in der Vertiefung gekleimt,“ meinte der Kantor.“

„Aber die Birke war ebenso stark wie die Tanne, an der sie nur die Verlängerung zu bilden schien, und beide Bäume standen im üppigen Wachstum, also daß die Birke der Tanne keine Nahrung entzog.“

Die Erklärung liegt nahe. Der etwas steile Weg, der zum Kirchhof hinaufführte, ist schiefzig, felsig. Ein solcher Boden ist das geeignete Terrain für die Tanne, deren Wurzeln oberflächlich und horizontal verlaufen. Für den Friedhof hat man selbstverständlich ein Terrain gewählt, in welches das Grabschiff eindringen kann. Als nun unter den Wurzeln

Reic
Stu
Simons
lonen,
aller O
Dande's
nifer
Baris
Arteil
Woyd
Belamig
gemocht

der Lanne, die zwischen den Gräbern wuchs, das Erdreich über den Gräbern einsamt, nahmen die Wurzelfasern aus den menschlichen Gebeinen mit dem aufsteigenden Saft mehr phosphorhaltenen Kalk und Magnesia mit sich empor, als das Holz und die Blätter verbrauchen konnten, denn Lanne und Kiefer haben bloß halb soviel phosphorhaltenen Kalk und Magnesia als Riefer und Birle. Es entstand daher in dem aufsteigenden Saft Birken-Protoplasm, und es wuchs aus der Lanne eine Birle.“

So erklärt Julius Hensel die Wunder der Natur durch Arzeugung.

Geselligkeit in der Dachstube

Von Gerb Damerau (Kassel).

Wohnungsnot und Lebensmittelteuerung, Kohlenknappheit und Lichtbeschränkung werden von allen denen, die noch den Vorkriegsmäßig anzuwenden gewöhnt sind, nicht als Förderer der Geselligkeit angesehen. Wer aber einen Unterschied zwischen Geselligkeit und Gesellschaftsleben zu machen versteht, in dem Bestimmen nicht nur die Erhebung unabweislicher Verpflichtungen erblickt, dem kann es auch bei all den Einschränkungen der Gegenwart um das Fortbestehen der Geselligkeit nicht bange werden. Wer wollte auch den mit jedem Jahre prunkvoller und üppiger werdenden Festen, denen doch das Beste, der geistige Zusammenhalt fehlt, eine Lanne nachweinen! Häufig haben die Gastgeber ihre Hauptaufgabe darin, noch aussergewöhnliche, teure Vederbissen auf den Tisch zu stellen, als die befreundete Familie, bei der man kurz vorher zu Gast geüben war. Ueberbieten und ausstrecken hießen oft genug die Lofungen, nach denen das Gesellschaftsleben sich richtete. Dies alles ist heutzutage nur noch wenigen möglich. Der größte Teil unseres Volkes wird durch die Not der Zeit gezwungen, ohne weiteres darauf verzichten müssen, aber deshalb doch nicht jedem geselligen Verkehr entsagen wollen.

Ein Bild in die Vergangenheit ist immer lehrreich. Läßt man auch nur das lehrverfloßene Jahrhundert an seinem Geist vorbeiziehen, so empfängt man vielerlei Einbild in das, was früheren Geschlechtern das Verlangen nach Geselligkeit befriedigte. Im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war die Blütezeit der ästhetischen Tees. Der „Salon“, in dem geistig hochstehende Frauen ihre Gäste um sich versammelten, bestand oft genug aus einer Dachstube. So z. B. der berühmte der Rahel Levin in der Jägerstraße in Berlin, in dem viele bedeutende und geniale Menschen aus- und ein gingen. Angehörige der verschiedensten Lebenskreise trafen sich hier: Gelehrte und Prinzen, Diplomaten und Kaufleute, Künstler und Oelleute. Auf die Bewirtung wurde bei diesen Zusammenkünften kein Wert gelegt. Um so anspruchsvoller war man in bezug auf geistige Nahrung. Man suchte Gedankenaustausch und Anregung. Treffend hat Fanny Lewald, die noch die letzte Glanzzeit der „Salons“ miterlebte, das Wesen der Menschen jener Tage gekennzeichnet. „Wie die Lebensläufe und Glücksgüter der einzelnen auch verschieden gewesen waren, eins besaßen sie alle im gleichen Grade, so Männer als Frauen, jenes Wohlwollen und jene Duldsamkeit, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind, jene höhere Menschenliebe, welche es erfahren hat, was man einander durch behutsame Rücksicht und ergebenden Anteil da zu leisten fähig ist, wo sonst keine Hilfe nötig und möglich ist. Sie waren menschliche Menschen, treue Freunde, freundliche Lebensgenossen und bewegliche Geister und Gemüter.“

Dieser Geist war auch einige Jahrzehnte später noch nicht ausgestorben. In den vierziger und fünfziger Jahren war der Teetisch im Hause des Geheimrates Ruger der Treffpunkt für viele hervorragende Künstler. Und sie alle zählten die in den niedrigen Mansardenzimmern verbrachten Stunden zu ihren angenehmsten und schönsten. Fontane gibt eine Schilderung dieser Räume, die von äußerster Einfachheit waren, denen ihre Bewohner aber die Gestalt von etwas durchaus Eigenartigen gegeben hatten. „Da, wo die weit vorspringenden Mansardenfenster ohnehin schon kleine lauschige Winkel schufen, waren Gesehwände aufgestellt, die, sich rechtwinklig bis mitten in die Stube schiebend, das große Zimmer in drei oder Teile gliederten, was einen ungemehrs anheimelnden Ein-

druck machte. Man konnte sich, während man im Zusammenhang mit dem Ganzen blieb, immer zurückziehen und jedem was ins Ohr flüstern. An gesellschaftlichen Hochverrat dachte dabei keiner.“ In diesem Raum fanden sich nicht nur die ständigen Besucher des Teestündchens ein, hier wurde auch bei festlichen Gelegenheiten eine große Gästezahl vereinigt. Und niemand hatte das Gefühl, daß eine Dachwohnung eines Geheimrats nicht würdig sei. Was ging in diesen anspruchslosen Räumen alles aus und ein! Hohe Beamte, Gelehrte, Maler und Dichter. Aus ihrer großen Zahl mögen nur die Namen von Eichendorff, Geibel, Menzel, Fontane, Henke, Storm, Jakob Burckhardt, Felix Dahn genannt sein. Paul Henke läßt die ganze Zeit und das Leben im Ruglerschen Hause, das ihm die Gattin gab, in folgender Schilderung erstehen: „Es war noch die gute alte Zeit des Berliner Lebens, in der die engeren Verhältnisse, die bescheidenen Sitten der Stadt, die noch nicht davon träumte, als Weltstadt zu gehen, jenen anspruchslosen Zuständen der Geselligkeit begünstigten, der allein ein wärmeres Zusammenschließen der Menschen möglich macht und heutzutage schon wegen der räumlichen Weitläufigkeit des Verkehrs fast ganz geschwunden ist. Man durfte noch ungeüben an eine gastliche Tür anklopfen, ohne die Hausfrau in Verlegenheit zu setzen. Wenn der unvorhergesehenen Gäste einmal so viele wurden, daß das Wohnzimmer wie ein gefüllter Biennkorb schwärmte — für die Bewirtung mit Tee, Butterbrot und kalter Rucge reichte der häusliche Herd immer noch aus, da niemand kam um eines Soupers willen, sondern um unter lebenswürdigen Menschen ein paar Stunden lang plaudernd und scherzend sich's wohl sein zu lassen.“ Es kommt nicht auf fürstliche Räume, kostbare Möbel und üppige Bewirtung an. In Erinnerung an das Ruglersche Mansardenzimmer kam Fontane zu dem Urteil: „Was einem Hause Wert verleiht, ist das Leben darin, der Geist, der alles adelt, schön macht, heiter verkärt.“ Läßt die Rückkehr zu einfacheren Lebenssitten, wie sie heute gefordert wird, diesen wahren, echten Geist der Geselligkeit mehr hervortreten, dann können in der Dachstube verlebte Stunden mehr an inneren Werten geben, als die glänzendsten Feste mit der reichhaltigsten Speisenfolge.

Weshalb die Ägypter Haschisch genießen

Eine Geschichte aus Kairo.

Von Jacob Artin Pascha. Uebersetzt von Tony Kernen. Drei Freunde, ein Rumäne, ein Indier und ein Kairote, kamen überein, sich in einem Kaffeehause zu treffen, in dem jeder sich ungehindert seinem Lieblingsgenuss hingeben könne. Der eine ließ sich Spirituosen vorsetzen, der andere Opium, der dritte Haschisch.

Alle drei fühlten sich so wohl in diesem Kaffee, daß sie die Stunden vergaßen, bis schließlich der Besitzer des Kaffeehauses sie auf die Straße werfen mußte.

Unsere drei Freunde entfernten sich so gut es eben ging, indem der eine den anderen stützte, bis sie an das Tor ihres Viertels kamen. Dieses war aber schon lange geschlossen.

Sie suchten den Torwächter, aber dieser war nicht auf seinem Posten.

Der Rumäne, der von seinem Kalk (Arrak) trunken war, fing an zu schreien, gegen das Tor zu stoßen, um es zu rütteln oder aufzubrechen. Er schrie sogar, er werde dem Torwächter den Kopf abhauen, sobald er zum Vorschein käme.

Der Indier, der Opiumraucher, setzte sich zur Erde nieder und schief unverzüglich ein.

Der Kairote aber, der Haschisch genossen hatte, suchte auf allen Seiten, bis er einen Durchschluß entdeckte, durch den er hineinkommen und dann unbemerkt verschwinden konnte.

So bringen die verschiedenen Gemüße verschiedene Wirkungen hervor. Zu starke Spirituosen machen den Menschen zornig, lärmfüchtig und grausam. Das Opium macht ihn apathisch und dumm. Der Haschisch aber schärft und regt den Geist an und macht den Menschen erfindertisch.

Deshalb genießen die Ägypter Haschisch, weil sie klug und intelligent sind und den Standal und jede Schandtat verabscheuen.